


Nr. 107. Bromberg, den 25. Oktober 1924.

# Nach Ostland.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Von Reinhold Troitzsch.

(1. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

## II.

Er knüpft den Eisenhut am Sattelknopfe fest und schwingt sich bei der letzten Kiefer aus dem Bügel. Das edle Tier zupft an den Grashalmen, der Reiter tritt zum zerfallenen Hause. Er ist in heftiger Bewegung. Und doch ist ihm der Ort vertraut. Die ernsten Züge kunden, daß wehmütige Erinnerungen ihn erschüttern. Böse Hände haben die geringe Habe dereinst beseitigt, und die Zeit hat das übrige getan. Doch vorbei, Kindheitsträume. Ein letzter Strahl der sinkenden Sonne trifft das Antlitz. Das hat jetzt Ruhe gefunden, Ruhe nach vielen Jahren, nach vielen Stürmen, Ruhe daheim. Schwer steigt der müde Mann über Rundholz und Buschwerk und naht dem Hollerbusch, dem Elterngrab. Verwundert erblickt er die Blumen. Die Hand greift danach, wie prüfend, und legt sie still zurück, fast ängstlich, als hätte sie unrecht Gut berührt. Da steht der starke Krieger an heiliger Stätte; ein wenig spreizbeinig, wie schwer gekleidete Wehrmänner gerne stehen. Des Kettenhemdes Ringe klirren leis, als er jetzt die Hände still ineinander legt zu stummem Gebet. Heilige Ruhe ringsum. Der Hengst hat an den Gräsern wenig Gefallen gefunden. Von der Straße her ist er zum Manne getreten und legt den Kopf auf seines Reiters Schulter, als wolle auch er, wie so oft, teilhaben am Geschick seines Herrn.

Herbstwind rüttelt die Bäume. Nun überläuft's den Heimgekehrten kalt. Da heißt's, sich zusammenreißen zu schnellem Ritt, und der Rappe versteht es. Weit greift er aus. Nordwärts über die Salzke geht's. Die Dämmerung bricht schnell herein. Jetzt durch den Waldweg, scharfer Trab. Reiter und Pferd haben alle Müdigkeit vergessen. Jetzt lichtet sich das Holz: Lindrode. Und da hält Wiprecht an der Hecke vor dem Hofe. „Hallo!“ und der Eisenhandschuh schlägt klirrend gegen die Torsäule. Der große Wirt erscheint im Tor. Den Reiter sieht er kaum, sieht nur das Roß und kann nicht schnell denken, weil ihm der Rappe so fremd und sonderbar vorkommt, so ganz von anderem Schlage. Da springt Wiprecht aus dem Sattel. „Eike!“ und schnell noch einmal „Eike!“ Da erkennt ihn der an der Stimme. Herbeigeeilt ist Dörte, behende gemacht vom Lärmen und sieht nur, wie der Fremde mit starkem Arm ihren Mann umschließt. Sie glaubt an Wunder, und Suse, die Kleine, kaum zweijährig, schreit laut und läßt sich schwer beruhigen.

Nun ist es völlig dunkel geworden. In der kleinen Halle sitzen die Männer. Drinnen in der Kammer wirtschaftet Dörte und bereitet das Lager für Mutter und Kind. Neugierig hat sie sich dann noch auf kurze Zeit zu den Männern gesetzt. Sie kennt Wiprecht noch. Aber was der alles zu wissen begehrt! Die erste Frage gilt der Schwester. Und Dörte erzählt: Des Meisters Baltzer Frau in Halle, bei der Frigge zu Dienst ging, ist Germers Schwester. Vor Jahren kamen Mönche durch die Stadt, von weit her aus Polen und pilgerten zum fernen Frankenlande, des Ordens Mutterhaus zu suchen. Die brachten Grüße mit von Germer und seiner Frau und Nachricht, daß es ihm gut geht und Gott den Acker im fernen Osten segnet. Sie kannten Germers blonde Magd und wußten, daß sie gut zugriff und daß sie den Pflug führte. Da leuchteten Wiprechts Blicke, und Eike erzählte von Frigge und daß sie diente. Und mehrmals gleitet Frigges Name von Wiprechts Lippen, und er weiß nicht, daß er fragt. Und dann berichtet der Krieger von seiner Fahrt, von den großen Bergen und dem sonnigen Italien und von den grimmen Feinden und blutigen Schlachten. Aber das Wort wird ihm schwer; denn wer Schlimmes erlebt hat, der erzählt nicht gern davon. Der Kienspan rußt und Dörte werden die Augen klein; denn der Tag war lang und die Arbeit sauer gewesen. Da suchte sie ihr Lager auf. —

„Ist das alles?“ fragt Wiprecht und deutet auf die schlafende Kleine. Und der Vater ergänzt: „Line, die ältere, ist bei der Großmutter drüben. Fünf Jahre ist sie jetzt und ist gern bei den Alten im Hause bei den vielen Menschen und bleibt oft wochenlang dort.“

So reden die Männer noch lange miteinander. Wiprecht hat das Eisenhemd mit dem flauschigen Wams vertauscht. Den Mantel breitet er über die Schulter. Es ist kalt im heimatlichen Norden. Trüber und trüber wird es im Raum. Rauh pfeift der Wind durch die Rauchklappe. Aber der Ruß weicht nur schwer, und noch geraume Zeit glimmt der Span. Dann wird's still im Haus. Draußen heult der Herbststurm durch die Wipfel, rauscht in den Hecken, rüttelt am Zaun und saust um die Stallecke. Der Waldkauz schreit. Eike kann nicht schlafen. Zuviel des Neuen brachte der Abend. Und auch Wiprecht wälzt sich unruhig auf seinem Lager. Es ist doch so manches anders worden daheim. Nun aber hat Wode die Wolken am Himmel verjagt. Über der Saale schimmern die Sterne. —

Der Tage gleiches Maß und Bild durfte man in den Wochen darauf bei den Lindrodern nicht suchen; denn, wenn ein Gast im Hause ist, ändert sich vieles. Am Abend nach Wiprechts Rückkehr gab's Verdruß. Jaczko, Eikes Knecht, ein junger Bursche von neunzehn Jahren, war spindeldürr und gewandt. Selten, daß er einmal durch das Hoftor trat, fast immer ging's mit kurzem Sprunge über die Hecke. Bald pfiff er aus dem Wipfel der Kiefer, und die höchsten Holzbirnen waren nicht sicher vor ihm, wenn sie auch noch so sauer waren, und wie eine Katze schlich er über das Stalldach oder glitt geräuschlos aus seinem Kammerfenster. Weder Eike noch Dörte mochten ihn leiden. —

Am Abend also war er davon. „Er wird zum Molenbek gegangen sein,“ sagte Eike, und er hatte recht. Denn die Ankunft eines Kriegers aus fernen Landen war ein Ereignis, das nicht verschwiegen werden durfte. Davon mußte der Köpkin wissen, sein Nachbar, des Molenbeks Knecht, und so war er hinüber. Köpkin war mehr als zwanzig Jahre älter als der Spindeldürre und war gesetzt und fleißig und wohlgelitten in seines Herrn Hause. Köpkin hatte bessere Tage gesehen. Er war von Bornhöved ins Elend gegangen, als Herzog Albrecht von Sachsen und der Graf von Holstein gegen die Dänen stritten. Ihm war es nicht recht, daß Jaczko kam. Der hatte die Pferde nicht gefüttert. Das Hornvieh stand im Schmutz im Stalle. Aber er wußte Neues, und das mußte von der Zunge. Köpkin hörte ihm nicht recht zu. Weil er aber so flink erzählte und gut die Worte zu setzen verstand, lieh ihm schließlich der Andere doch sein Ohr.

Bei Molenbek aber war es so: Viele Kinder, viele Esser und viel Sand und schlechte Hufe. Und wäre nicht der Köpkin so bescheiden gewesen, man hätte ihn nicht ernähren können. Der Knecht hatte immer Hunger. Dafür schaffte er für zwei,

Molenbek war über die Sechzig und ihn plagte die Gicht. Der Älteste mochte kein Mädchen leiden; aber er ackerte gern. Jost, der zweite Sohn, war dreißig Jahre alt und lange der Anne von Gosau versprochen, beide so arm und beide voll Liebe. Aber woher Hufen nehmen? Da traf es sich, daß auch Köpkin vom Landhunger besessen war. Wo es nach Erde roch, da wurd's ihm wohl. Und wenn sein Blick über die Ebene glitt, da breitete er die Arme aus, als wollt' er Boden umfassen. O, hätt' ich Land, o, hätt' ich Hufen!

Um diese Zeit ging ein Gerücht durch das Mansfeldische, daß der Thomas von Querfurt ein Lokator geworden wäre, daß ihm der schlesische Herzog Land gegeben hätte für ihn selbst und für zwanzig Siedler. Aber der Thomas war reich und stolz. Da schlichen Jost's Wünsche nach Querfurt und dann weit übers flache Land nach Osten zu, und im Träumen wanderte er mit auf die Reise, und Anna ging mit ihm und Köpkin. Sie sangen das Lied, das die Eislebener Halbhüfer sangen, die mitfahren wollten: „Nach Ostland wollen wir reiten!"

So ging's auch dem Köpkin, als er von Wiprecht hörte. Schon saß er in seinen Gedanken auf dem Rappen und neben ihm ritt Jost; aber der hatte doch kein Pferd! Da erwachte er aus seinem Traume. Aber im ganzen Hause war viel Unruhe. Und auch Josts Schwestern sangen das Lied vom Ostland. Keine aber krähte es so hell wie Eikes kleine Line.

Eike hatte Jaczko derb gescholten. Der hatte sich auf die Lippen gebissen. Als er aber jetzt den Dung zum Stall hinauswarf, hielt er plötzlich inne. In der Tenne hinter dem Tor hing, aus einer alten Metze gefertigt, ein Käfig. Den hatte Eike gemacht und hielt darin ein Eichhörnchen zum Spiel und zur Freude der Kinder. Da huschte Jaczko zum Tor herein, schob den Riegel, daß das Tier entwich. Dann war er wieder bei der Arbeit.

Am andern Tage schritten Jost und Köpkin durch den Wald auf Lindrode zu. Auf des Oheims Schultern ritt Line und pflückte mit den Händchen von den Blättern, die es erreichen konnte. Die Lindroder waren schon ledig der Arbeit des Tages und nun ging's an ein Fragen und Staunen. Köpkin wollte das Eisenhemd nicht lassen. Jost hatte den Helm auf und hantierte mit Wiprechts kurzem Schwerte. Erst als Eike den Rappen aus dem Stalle holte, ließ man Waffen und Wehr, und nun gab's neues Verwundern. Eike saß auf dem Hengst, als hätte ihn der schon oft getragen. Dem Köpkin wollte es nicht recht auf dem schwarzen Rücken behagen, und Jost fiel kopfüber in den Sand, als das Tier aus ruhigem Trab plötzlich am Hoftor stillstand. — Der Sichelmond leuchtete am Himmel, als die beiden heimgingen. Line blieb bei den Eltern.

Während Eike und Dörte im Hofe zu schaffen hatten, war Wiprecht zweimal in der Woche nach Halle gegangen. Das erste Mal mied er den Markt. Sich selbst redete er ein, er sei zu stolz. Zum andern Mal schritt er aber doch bei dem sauberen Bäcker vorüber. Auf dem Heimweg tat's ihm leid, daß er nicht ein wenig nach Frigge ausgeschaut. Des Nachts im Bette fiel ihm ein, daß sich vom Wehrgehänge seines Gurtes ein Nagelkopf gelockert habe. Das mußte man nach der Stadt zum Schwertfeger bringen. Auch Eikes Saxmesser war rostig und schartig. Es hing in der Kammer von Großvaters Zeit her. Der Krieger meinte: die Zeiten sind unsicher, und man kann nicht wissen, ob eine Waffe nicht einmal not tut. Da sah auch Eike ein, daß er mit nach Halle müßte, und Wiprecht fand, daß bis Martini noch fünf Wochen ins Land gehen würden. Und zu Martini erst sollte Frigge mit Urlaub kommen. Fünf Wochen ist eine lange Zeit.

Als Eike und Wiprecht am Ödhof vorüberkamen, sagte Wiprecht, daß er Lust habe, das wüste Haus neu aufzubauen. „Aber das Fischrecht haben die Sorben," sagte Eike, „und woher willst du Neuland nehmen?" Da schlug Wiprecht mit der Hand leicht auf den ledernen Beutel, den er am Gurte trug, daß es klirrte. Da wußte Eike, daß Wiprecht nicht arm war. Der war heute sehr gesprächig und wurde es immer mehr, je näher sie der Stadt kamen. Er erzählte von der großen Schlacht von Cortennova, wie des Kaisers Söldner dort im dichtesten Pfeilregen den Lombarden stand gehalten, wie die Sachsenreiter absaßen und mit ihren kurzen Schwertern den Mailändern zu Leibe gingen, wie die Deutschen weichen mußten, als der feindliche Fahnenwagen, über und über mit scharfschnittigen Sensen bewehrt, daherrasselte, wie aber im rechten Augenblick des Kaisers Sarazenen herzuflogen wie die Windsbraut und mit ihren krummen Säbeln schrecklich wüteten in den Scharen der Feinde. Vom hohen Lob des Kaisers sprach er, das er den Kriegern gespendet und von des großen Herrn furchtbarer Strenge gegen die besiegten Feinde, und daß des Kaisers Lieblingssohn, der schöne Enzio, sei König von der fernen Insel Sardinien geworden. Eike wurde nicht müde, dem Freunde zuzuhören, und so schritten sie an der alten Burg Karls des Großen vorüber und langten bald auf dem Marktplatze in Halle an.

Der Waffenschmied wohnte unweit vom Bäcker gerade da, wo man vom Markt auf die Straße nach Leipzig gelangt. Zum Tage vor Medardi sollten Sax und Gurt heil sein.

Gegenüber in der Diele beim Meister Baltzer war Frigge beschäftigt, das Pelzwerk aus dem Leinen zu trennen und von den Kiensplittern zu säubern. Jetzt erhob sie sich, um auf den Hof hinauszugehen, das Fellzeug zu klopfen. Da knarrte hinter ihr das Haustor. Eike trat ein, gefolgt von Wiprecht. Sie wandte sich um und begrüßte freudig den Bruder. Als aber Wiprecht ihr die Rechte entgegenstreckte, schoß ihr das Blut ins Gesicht, das so rot wurde wie des Meisters Käpplein aus maurischem Leder, das ihrer Hand entsank. Sie hatte sogleich den Freund erkannt, und wie ihr der Gedanke durch den Kopf ging, daß ihr vom Hohlweg her der Rappenreiter nachgeblickt, da kam die Frau Meisterin dazu und fand kein Ende mit Worten und Fragen, und ihre Rede perlte vielleicht noch lange, hätte Baltzer nicht vom Teigtrog gerufen, denn er brauchte den großen Löffel. Die Männer wurden gastlich aufgenommen. Wiprecht fragte nach Marlis; aber die Meisterin konnte ihm von der Schwester auch nicht mehr sagen, als er durch Dörte und Eike schon wußte. Dazu hörte er, daß Germer ein reicher Mann war, und daß Heinrich von Liegnitz, den sie den Bärtigen nennen, den frommen Frauen vom Orden des heiligen Norbert zu Strelno weit im Lande der Polaben als Vormund des Polenherzogs viel Wald und Weide geschenkt und daß die Äbtissin Germer mit Urkund sechzig Hufen guten Landes zu eigen gegeben. So war Germer Lokator, und achtzehn Männer mit ihren Familien waren mit ihm gezogen und ihr Wohlstand gedieh. Die Männer hörten aufmerksam zu, besonders aber Wiprecht. Erst als die Meisterin geendet, und das Gespräch sich um gleichgültige Dinge bewegte, guckte er oftmals verstohlen zu Frigge hinüber, die sich an der Linnentruhe zu schaffen machte. Der war heute wohl, wie nie zuvor. Erst am Abend brachen die beiden auf. Beim Abschied reichte Frigge Wiprecht die Hand wie damals vor Jahren. Aber heut war ihre Hand wärmer und auch ihm war das Herz leicht, und aufgeräumt schritt er neben seinem Freunde dahin. Als sie eine Stunde vor Mitternacht in Lindrode ankamen und vor dem Tore standen, da war es beiden, als huschte eine Gestalt über die Geißblatthecke. Sie suchten noch eine Weile, fanden aber nichts. Jaczko schnarchte in der Kammer.

(Fortsetzung folgt.)

# Zeit — — —!

Skizze von Olga Wohlbrück.

Ganz sicher war es eine verrückte Idee von ihr gewesen, ins Theater zu fahren. Eifersucht . . .? Auf ihren Mann, mit dem sie bald zehn Jahre verheiratet war, eigentlich nur vier — wenn man die Kriegsjahre abrechnete. Eine junge Ehe also, mit gänzlich neuer Lebenseinstellung durch das Abschwenken ihres Mannes ins rein praktische Gebiet. Sie hörte mehr über ihren Mann, als sie selbst ihn sah. Die Männer sprachen mit Achtung und leisem Neid von ihm, die Frauen mit einer gewissen Schwärmerei. Kaufmännisches Genie ohne Schiebertum — großartiges Organisationstalent. Sie selbst durfte sich jeden Luxus erlauben — nie hatte er ihr auch das scheinbar Unsinnigste versagt, nur mit sich selbst geizte er. Und wenn sie ihn aus einer Stimmung heraus zu einem längeren Verweilen bei ihr zu bewegen suchte, dann wurde sein sonst meist heiter liebenswürdiges Gesicht starr wie eine Maske, und sein: „Es tut mir leid, Nola, aber ich habe keine Zeit" hatte beinahe etwas Schneidendes. Nein — Zeit hatte er nicht. Nie.

Und sie — Nola von Hagen — hatte so viel Zeit . . . .! So viel, daß sie sich ihrer nicht erwehren konnte und nach ihr schlug, wie man mit der Hand nach einem lästigen Insekt schlägt: bis es tot ist oder man sich gefühllos seinem saugenden Rüssel preisgibt.

Einmal — noch in den Wochen, da sie glaubte, Teilnahme bei ihm zu finden, auch für ihre Stimmungen und Gedanken — weil er sie unaufgefordert mit allem überschüttete, was sich eine Frau nur wünschen konnte . . . aber eben überschüttete, wie mit Wasser aus einem Eimer, ganz hastig: „Da . . . und da . . . und da . . .!", ohne sich die Zeit zu nehmen, sich selbst an ihrer Freude zu erfreuen — also in diesen Wochen fuhr sie einmal zu ihm hinaus in die Fabrik.

Die Büroräume lagen in einem weitläufigen Anbau, einer ehemaligen Kaserne. Luftige, peinlich saubere, helle Zimmer, in deren Stille nur das kalte Geklapper von zahllosen Schreib-, Rechen- und Registriermaschinen hineinrasselte. Obwohl sie sich als Frau von Hagen anmeldete, vermochte sie nicht vor einer halben Stunde in das Privat-

büro ihres Mannes zu dringen, der als alleiniger verantwortlicher Leiter einem Riesenkonzerne vorstand. Weder ihr liebenswürdigstes Lächeln, noch ihr heftiges Aufbegehren vermochten die eiserne Schranke zu durchbrechen, die ihr Mann aufgerichtet hatte, um sich und seine kostbare Zeit vor jeder Überrumpelung zu schützen. Und als sie nun doch endlich vor ihm stand, der — wenn auch höflich, so doch mit leichter Ungeduld den Bleistift auf dem feinbekritzelten Konzeptpapier herumtanzen ließ — da wußte sie nicht mehr warum sie eigentlich gekommen war, und als er die Uhr zog, da lief sie beinahe zum Zimmer hinaus, mit flüchtig verlegener Kußhand. Der Anmelder aber, der ihr die Ausgangstür links auftat, war gleich darauf mit zwei langen Schritten bei einer Tür rechts und sagte eindringlich: „Der Nächste bitte . . . Aber der Herr Direktor läßt ersuchen: ganz kurz . . . er hat keine Zeit!“

Fast schuldbewußt stieg Rola von Hagen die gewundene Treppe hinunter. Von einem der die Windung unterbrechenden kleinen Flure drang leises Weinen zu ihr herauf und flüsternde Frauenstimmen. Sie hielt den Schritt an.

„Sei doch nicht dumm, Käthe, erklär' die Sache . . .“

„Erklären . . .? Wem . . .? Wann . . .? Du kennst doch das Prinzip des Hauses: Entschuldigungen und Erklärungen sind als zeitraubend nicht mündlich vorzubringen, sondern müssen schriftlich niedergelegt werden.“

„Aber es ist doch eine gute Stellung, Käthe, wie du sie nicht bald wieder bekommst — sei vernünftig!“

„Lieber Lumpen sammeln — betteln . . . was weiß ich! Was mir gestern geschehen ist, kann sich morgen oder übermorgen, kann sich jeden Tag wiederholen. Muß nicht . . . muß gewiß nicht, aber **kann**! Die zehn Mark ersetze ich zur Not, und kein Mensch merkt was. Aber wenn es mal hundert sind? Es müssen nicht hundert sein . . . aber es **können** . . .! Darüber werde ich wahnsinnig. Und du weißt doch auch das zweite Prinzip: sofortige Entlassung ohne Zeugnis! Das hat er vom Militär übernommen: schlichter Abschied ohne Pension. Mein Vater hat sich deswegen . . .“

Die Stimme brach mit einem trockenen Aufschluchzen ab.

„Käthe, du bist vom vielen Arbeiten überreizt . . . das gibt sich. Versuch's noch einmal . . . denk' an deine Mutter! Aber nun komm' auch, sonst bringst du die Zeit nicht ein.“

Leiser wurde das Weinen, die Mädchen gingen die Treppe hinunter, verschwanden hinter einer Tür. — — Nie mehr fuhr Rola von Hagen zu ihrem Manne hinaus in die Fabrik. Aber als sie einmal von der Strenge der Hausgesetze zu sprechen anfing, die er draußen eingeführt zu haben schien, da unterbrach er sie mit freundlichem Lächeln, doch mit der ihr schon bekannten Unerbittlichkeit im Untertone seiner Stimme: „Bitte, Rola, nichts vom Geschäft zu Hause . . . alles zu seiner Zeit!“

Rola von Hagen sprach mit ihrem Manne auch nie mehr vom Geschäft. — —

Dennoch galten sie für glückliche Menschen, für Menschen absoluter Ehrenhaftigkeit, die nie von den Satzungen der Moral oder auch nur der Gesellschaft abgewichen wären. Die Krankenhäuser, Asyle und andere Wohlfahrtsanstalten aber rechneten Herrn und Frau von Hagen ihrer reichen alljährlichen Spenden wegen zu den Wohltätern der Menschheit.

Rola hätte es selbst nicht sagen können, warum sie in die Oper fuhr, wo sie ihren festen Platz in einer Proszeniumsloge hatte, nachdem sie ihrem Manne erklärt hatte, zu Hause bleiben zu wollen, da sie sich nicht recht wohl fühle! Im zweiten Zwischenakte empfing sie viel Besuch, und jemand erzählte ihr auch, daß ihr Mann kurze Zeit in einer Loge des ersten Ranges gesehen worden sei, aber schon nach dem ersten Akte das Theater mit einem Herrn verlassen hätte, um, wie er sagte, zur Fabrik hinauszufahren. Er schien erregt gewesen zu sein. — — Nein, zur Eifersucht hatte er ihr auch jetzt keine Gelegenheit gegeben. Zu dumm, was einem alles durch den Kopf ging, wenn man so viel Zeit hatte! Bald, nachdem sich der Vorhang zum dritten Male hob, verließ sie die Loge. Sie war all der Menschen müde, die ihr stets das Gleiche wiederholten, und die sich vielleicht noch einmal an sie herandrängen würden. Draußen stand weiche, warme Märzluft, die das bißchen gelben Großstadtschnee zu Wasser aufgetaut hatte. Erst wollte sie den halben Weg bis zu ihrer Tiergartenvilla zu Fuß gehen — aber, da sie des Gehens ungewohnt war, wurde sie bald müde. Dann erhob sich plötzlich ein kühler Wind, der sie erschauern ließ . . . irgend jemand warf ihr ein paar Worte in den Nacken — — sie erschrak. Zu ärgerlich, daß sie nicht die Anfahrt ihres eigenen Wagens abgewartet hatte . . . . nun mußte sie wohl oder übel das erste beste Mietsauto heranwinken. Es war ein altes, abgeklappertes Fahrzeug, in dem es nach kaltem Rauch und feuchten Kleidern roch. Sie ekelte sich ein bißchen und saß, ohne sich anzulehnen. Der Führer drehte sich ein paarmal um, und klebte sein gerötetes Gesicht mit den verquollenen Augen an die Scheibe und grinste zu ihr herein.

„Er ist betrunken“, dachte sie. Aber da die Tiergartenstraße wie ausgestorben war, wagte sie nicht, auszusteigen. Im vorübergleitenden Scheine einer Laterne sah sie auf dem Boden des Wagens etwas aufblinken. Es war der Nickelbeschlag eines Handtäschchens aus imitiertem Leder. Sie hob es auf, aber der Führer schien ihr so betrunken, daß sie es ihm beim Aussteigen nicht anvertraute. So rasch sie konnte, öffnete sie mit ihrem Aluminiumschlüssel das zierliche Haustor und warf dem Chauffeur ein paar Scheine neben seinen Sitz. Heilfroh war sie, als sie die Tür hinter sich zuwerfen konnte. So . . . nun hatte sie auch noch Herzklopfen . . . nein, ihr war gar nicht besonders. Die Zofe half ihr beim Auskleiden, ordnete ihre Sachen ein.

„Gehört die Tasche der gnädigen Frau?“

„Nein, legen Sie sie jetzt nur in den Schrank, wir werden morgen sehen.“

Jedes Wort war ihr zuviel. Sie verlangte heißen Tee ans Bett. Sicher hatte sie sich etwas geholt in dem zugigen, schmutzigen Kasten. Dann fiel ihr ein, was man ihr über ihren Mann gesagt. Er war „erregt“ gewesen und zur Fabrik hinausgefahren . . . Das gab's doch sonst nicht, daß man ihm etwas anmerkte! Sie war seine Frau . . . seine Frau, die er liebte . . . ganz gewiß liebte — auf seine Art — und wußte doch nichts von ihm — weniger, als viele Fremde wußten! Nun — morgen! So viel Zeit mußte er aufbringen, wenn sie fragte . . . Sie schlief wenig in dieser Nacht und wachte müde und zerschlagen auf. Ihr Mann wäre schon fort, hieß es. Sie lag den ganzen Tag auf ihrem Ruhebett, blätterte in Büchern und Zeitschriften. Jagte ihre Gedanken wieder im gleichen Kreislauf um sich und ihn herum. Wie armselig ihr Leben, doch war — bei allem äußeren Luxus. Keine Pflichten — keine Arbeit. Sie beneidete die Menschen draußen in den nüchternen, von Maschinengerassel erfüllten Räumen. Einmal nur sagen dürfen: „Ich muß das und das in der und der Zeit getan haben . . .“

Die silbernen Schläge ihrer blauemaillierten, kleinen Kaminuhr hatten keinen Sinn für sie. Nichts brachten ihr die träge dahinschleichenden Stunden, als unverwendbare, endlose Zeit — nichts anderes nahmen sie ihrem Manne als Zeit, die ihm in fliegender Hast vorüberbrauste.

Auch an diesem Tage sah sie ihren Mann nicht. Der Chauffeur brachte ihr nur einen Zettel von ihm: „Habe allerlei Scherereien, werde wohl draußen übernachten. Anbei zwei Karten für morgen in die Philharmonie, aber rechne nicht mit Bestimmtheit auf mich.“ Am nächsten Tage wurde aus der Fabrik um sechs Uhr angeklingelt, der Herr Direktor sei leider nicht abkömmlich. Da ließ sie die Karten verfallen.

Sie lag seit einer Stunde im Bett, als die Tür ihres Schlafzimmers vorsichtig aufgemacht wurde.

„Erschrick nicht, Rola, ich bin's!“

Es war ihr Mann. Er sah abgespannt und niedergedrückt aus.

„Na, wie geht's dir, Rola? Bei uns draußen . . . tja . . . da gab's ein paar ungemütliche Tage.“

„Was ist geschehen, so sag' doch —“

Erschreckt sah sie ihm ins Gesicht, das ihr besonders bleich unter dem Lichte der blauen Ampel erschien. Er setzte sich auf den Bettrand, fuhr mit der Hand leicht und gedankenabwesend über ihren Arm.

„Eine dumme . . . eine sehr dumme Geschichte . . .! Eines unserer Registrierfräuleins hat, wie es heißt, vor ein paar Tagen über die Mittagszeit gearbeitet. Sie war ganz allein in ihrer Abteilung. Am Nachmittage ist sie ohne Entschuldigung ausgeblieben. Natürlich — Kontrolle wie üblich . . . in solchen Fällen. Also Maschine nicht in Ordnung, ob durch gewaltsames Öffnen oder sonst einen Defekt, ist noch nicht klargestellt. Jedenfalls kommt das Registrierfräulein auch am nächsten Tage nicht. Statt ihrer ein Brief: sie hätte wegen des plötzlichen Maschinendefektes das Geld an sich genommen und hätte es — verloren. Sie bat mich, sie zu empfangen. Davon konnte natürlich keine Rede sein — du weißt selbst, wie jede Minute meiner Zeit eingeteilt ist. Zudem kennt man ja so was. Tränen, Versicherungen, Schwüre — es ist dabei jedes Wort gelogen. Und wie soll man herausbekommen, welches Körnchen Wahrheit daran ist? Also wenigstens keine Zeit verlieren. Auch nicht durch eine Anzeige. Einfach — raus und Schluß. Der Entlassungsbrief wurde an sie abgeschickt, und . . . ja . . . und nun hat sich das dumme Mädel das Leben genommen. Hat eine alte Mutter zu ernähren — und nimmt sich das Leben. Kannst du dir vorstellen! Nach ältestem Rezept — im Landwehrkanal. Wegen sechshundert Mark . . . scheußlich! Kriminalpolizei . . . Identifizierung . . . Untersuchung. Dabei stellt sich heraus, daß an den Säulen gelbe Zettel geklebt haben . . . „in einem Auto schwarzes Handtäschchen mit

Nickelbeschlag verloren. Inhalt: über sechshundert Mark in einem Briefumschlage, acht Mark in einem Geldtäschchen ... gegen hohe Belohnung" usw. — vermutlich eine fiktive Anzeige, wie das so ..."

Er unterbrach sich plötzlich, weil er sah, wie seine Frau totenblaß in die Kissen zurückfiel.

„Was ist dir, Nola ... so rede doch ..."

Im selben Augenblick sprang sie aber auch schon aus dem Bett und riß den Schrank auf. Ohne zu antworten, warf sie auf den Teppich, was ihr unter die Hand kam. Dann, mit flackernden Augen und erstickter Stimme:

„Das Täschchen ... in einem Auto — ich hab's gefunden. Wann ...? Ich weiß nicht ... vorgestern ... ja, vorgestern, nach der Oper ... Heißt das Mädchen etwa Käthe —?"

„Käthe Lipski ... ja ..."

Nola von Hagen schüttete den Inhalt auf ihrem Bett aus. Fingerhut — Geldbörse — ein Briefumschlag. Darauf mit rotem Bleistift: Inhalt der Registrierkasse Nr. 7985 vier Uhr nachmittags am achten März: sechshundert vierundvierzig Mark und fünfzig Pfennige. Käthe Lipski bei von Hagen & Cie.

„Am achten März fuhr ich von der Oper nach Hause," stammelte Nola.

„Am neunten sollen die Zettel geklebt haben," fuhr ihr Mann fort, mit einer Stimme, die sie noch nicht kannte an ihm, „... heute, am zehnten, hat man sie — — —"

Nola von Hagen schrie auf.

„Nicht aussprechen ... nicht ... Es ist zu furchtbar! Wenn du dir nur die Zeit genommen hättest, sie anzuhören, als sie dich bat! ... Und wenn ich, die ich so viel ... so schrecklich viel Zeit hatte, auch nur ein einziges Mal an das Täschchen gedacht hätte ...! Wenn wir beide —"

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen, krampfhaftes Weinen erschütterte ihren Körper.

„Nola ... liebe, kleine Nola ..."

Er wollte sie beschwichtigend in die Arme nehmen; sie aber stemmte sich gegen ihn, und als er sie losließ, trafen sich ihre Blicke, die in leisem, unausgesprochenem Grauen vor einander abglitten.

Vom Kamine her läutete die kleine Uhr mit silbernem Klange die erste Stunde eines neuen Tages ein — vielleicht eines neuen Lebens.

---

# Optimisten und Pessimisten.

Von Artur Brausewetter.

Es gibt Menschen, die wollen überall positive, unanfechtbare Ergebnisse, wollen, was sie mit ihren Forschungen gefunden, mit allen daran geknüpften Folgerungen als unwiderleglich und lückenlos dastehende Tatsachen anerkannt und gewertet sehen.

Es gibt andere: die sehen hinter dem Erforschten nur das Unerforschliche, gelangen immer tiefer zu der Überzeugung, daß in den Urgrund des Seins kein suchendes Auge dringt, und erkennen auch in den bedeutendsten Errungenschaften der wissenschaftlichen Forschung nichts als technische Hilfsmittel, die das Einzelne wohl mechanisch lösen, dem Ganzen und Großen aber ohnmächtig gegenüberstehen.

Die ersten sind die „Wisser".

Die zweiten sind die „Sucher".

Nur von den Suchern soll die Rede sein.

Sie teilen sich nämlich in zwei Gruppen.

Die einen verzweifeln bei all ihrem heißen Suchen an einer irgendwie gültigen Lösung, verzweifeln damit am Sinn und Zweck des Lebens überhaupt. Was sie erfahren und erleben — es ist so wenig sinnvoll, so wenig lebenswert. Was geschieht — es hat so selten einen Zweck, ist meist täppischer Zufall. Was sie erleiden — es waltet nie eine Gerechtigkeit darin, ist meist grausame Ungerechtigkeit. Was sie erstreben — es ist im letzten Grunde eine Kette von Enttäuschungen und nutzlosem Ringen. Die Entstehung und Entwicklung des ganzen Daseins erscheint ihnen als ein einziges Unglück, und mit dem Geiste der Verneinung sagen sie:

> „Denn alles, was entsteht,
> Ist wert, daß es zugrunde geht.
> Drum besser wär's, daß nichts entstünde."

Das sind die Pessimisten.

Die anderen aber sind die Optimisten. Und weil sie oft verkannt werden und der Optimismus durchaus nicht so klar auf der Hand liegt wie der Pessimismus, müssen wir uns mit ihnen beschäftigen.

Die Optimisten sind nämlich keineswegs die Menschen, die alles durch die rosige Brille sehen, die Welt herrlich und den Menschen als das beste aller Wesen erkennen.

So blind und töricht sind sie nicht.

Nein, auch sie vermögen sehr oft nicht den rechten Sinn in das Geschehen und Erleben dieser Welt zu bringen. Auch sie sehen Willkür und Ungerechtigkeit ihr Wesen auf der armen Erde treiben, sehen den Guten leiden, den Schlechten triumphieren.

Aber das gerade läßt sie bei dieser Welt der Unerklärlichkeiten nicht stehen bleiben. Ein unbestimmbares, aber sicheres Gefühl sagt ihnen, daß das Sinnlose dieser Erde eine Lösung in einer anderen Welt finden, daß das Bruchstück Gebliebene irgendwie aufgehen und aller Disharmonie eine ausgleichende Harmonie befreiend zugrunde liegen muß.

So sind die Optimisten die Idealisten des Lebens, die religiösen Gemüter. Denn was anderes ist Religion in ihrem letzten Grund als der Optimismus der Weltanschauung? Und zwar ein Optimismus, aufgebaut auf dem Pessimismus.

Zu welchem Schlusse kommen wir damit?

Daß Optimismus und Pessimismus keineswegs Gegensätze sind, wie man meistens behauptet, sondern wesensverwandte Ergänzungen.

Es ist doch nicht zu leugnen, daß die meisten Religionen, am offenbarsten der Buddhismus, aber auch das Christentum, auf dem Grunde einer pessimistischen Weltanschauung aufgebaut sind. Die ganze christliche Lehre von der Verderbtheit des Menschen, insbesondere die düstere, aber nur zu wahre von der Erbsünde, ist so ausgesprochen pessimistischer Natur, daß die Geburt der Religionen aus dem Pessimismus genau wie aus dem Optimismus auf der Hand liegt.

Und welches ist der Weg, den die Religion zu gehen hat?

Die Überwindung des Pessimismus der Weltanschauung durch den Optimismus der Gotteserkenntnis und der großen Gottesliebe.



## Bunte Chronik

* **Tiere als Straßenräuber.** Das Schmarotzertum ist im Tierreich derartig vielgestaltig ausgebildet, daß es durchaus nicht verwunderlich ist, auch echte „Straßenräuber" anzutreffen, die anderen Tieren ihre Nahrung wegstehlen. Unter den Vögeln sind besonders die Raubmöven als Mundräuber bekannt. Sie beobachten andere fischende Vögel und jagen ihnen sofort nach, wenn diese einen Fisch erbeutet haben. Da meist kleinere Vögel, z. B. Silbermöven, verfolgt werden, lassen sie in ihrer Angst bald den Fisch fallen und der Räuber fliegt nun mit der gestohlenen Beute davon, dabei schon wieder auf eine neue Gelegenheit zum Stehlen lauernd. Unter den Insekten gibt es auch Arten, die den Straßenraub regelrecht betreiben. So stehlen einige starke Bienen- und Wespenarten anderen Bienen den eingesammelten Blütenstaub, welchen diese in den „Körbchen" an ihren Beinen tragen. Sie bringen dann das gestohlene Gut in ihr Nest und füttern ihre Brut damit groß. Bei manchen Arten hat sich der Straßenraub noch weiter entwickelt und zum Raub von ganzen Nestern ausgebildet. Gewisse Knotenwespen überfallen vorwiegend nachts fremde Nester, treiben die Eigentümer heraus, ziehen dann ihre Brut darin auf.

*

* **Straßenbahnspeisewagen.** Die ersten Straßenbahnspeisewagen sind jetzt im rheinischen Industriegebiet erschienen. Die moderne Errungenschaft kommt natürlich nur für die Überlandverbindungen in Frage, wie sie sie am Rhein vielfach gibt. Der erste Restaurationswagen machte bereits vor wenigen Wochen seine Eröffnungsfahrt auf der Strecke zwischen Düsseldorf und Krefeld. Und weil er seitdem ständig gut besetzt war, ist man daran gegangen, den Straßenbahnspeisewagen zu einer allgemeinen Einrichtung für die rheinischen Überlandlinien zu machen. Geschäftsleute, die keine Zeit haben, zu Hause zu frühstücken, bekommen in diesem hübsch eingerichteten Apartement kalte Platten, Salate, Kaffee, Bier und Bouillon serviert, und die Einstundenreise von Düsseldorf bis Krefeld ist lang genug, um sich richtig satt zu essen. Der erste Speisewagen dieser Art ist seit drei Wochen jeden Tag viermal von Düsseldorf nach Krefeld und umgekehrt unterwegs. Ob früh oder spät, jedesmal sind sämtliche Plätze besetzt, und die Küche muß am Ende einer Fahrt ihre Vorräte neu auffüllen. Warme Getränke werden auf elektrischem Wege entweder zubereitet oder bei heißer Temperatur gehalten. An der Fertigstellung der Wagen dieser Art wird mit Hochdruck gearbeitet.

---

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.